

## Studie zu Sebastian

Im Anfang war die Sprachlosigkeit und das Bedürfnis, mich auszudrücken. Im Anfang war der Schrecken vor mir selbst und vor der Welt, war die kafkaeske Angst vor dem unaussprechlich Schrecklichen, das ausser mir niemand zu bemerken schien. Im Anfang war der Gedanke des Schreibens, um einen Nächsten zu erreichen, den man vielleicht lieben würde, wenn es je gelänge, ihn zu erreichen.

Das war der Anfang.

Dann: Papier, Schreibmaschine, Zigaretten, ein weiter Blick in Oktoberregen, der Kopf leer, als reichten alle Gedanken nicht aus, einen einzigen Satz zu bilden. Was ich wusste: Eigentlich gibt es nichts mehr zu sagen oder: es gibt noch nichts zu sagen oder: wie soll man sich mit diesem klappernden Etwas dem Unsagbaren nähern?

Das war der Anfang.

Dann: ein Datum:

12. Oktober

Ist das wesentlich? Geht man vom Wesentlichen aus, wird alles unwesentlich. Also 12. Oktober, Regenwetter, warme Stube und ein gewisses Bedürfnis, sich auszudrücken, sich darzustellen (übrigens Sonntag). Wozu das gut sein soll, wird nicht gefragt, das ist die erste Spielregel.

Wie stellt man sich selber dar? Man erfindet sich eine Figur, die sich vom Schreiberling eigentlich nur insofern unterscheidet, als sie einen anderen Namen trägt; daneben ist sie die schriftliche Fixierung eines Sonntag-Ichs. Diese Figur schickt man durch mehr oder weniger mehr oder weniger peinliche Situationen; das Ganze die Darstellung einer Entwicklung, also Entwicklungsroman; Zweck: Selbstdarstellung, Selbstfindung, Selbst-Fixierung, Selbstmord und Wiedergeburt, das ewige Lied der belletristischen Eitelkeit, hinlänglich bekannt.

Als Alternative: Man erfindet sich die Figur nicht, Trotz als Motiv möglich (aber egal), und geht von dem aus, wo man eigentlich hinfinden will: von sich selber. Erzähler-Position: leicht vornübergebeugt (Haltungsschaden geringfügig: diensttauglich), mit Zigarette oder ohne. Erzähler erzählen; also zweite Spielregel: Ich erzähle; was, wird sich zeigen.

Es gibt Erzähler, die «probieren Geschichten an wie Kleider» (Frisch), die lassen sich nicht auf einer Lüge festnageln, die lügen fortwährend, die lügen sich auf die Wahrheit zu – in ihren besten Momenten. Gesucht: eine Synthese zwischen Glaubwürdigkeit und Distanz. Confessions, aber durchaus unterhaltend, Erzähler-Position: Hofnarr ohne Hof.

Es folgt: Ich rauche eine Zigarette und erfinde Sebastian, Sebastian als Gesprächspartner, Sebastian als handelndes, als zweidimensionales (Format A4), aber formulierbares Ich.

Wohnsitz Sebastians: Irgendwo zwischen Fingerkuppen und Schreibmaschinentasten, Grösse: ohne dritte Dimension, Aussehen: gleich wie ich, also völlig unbedeutend. Besondere Kennzeichen: Lebt nur in und von meiner Phantasie, ist mir um eine Dimension unterlegen, also völlig abhängig und wird von mir ins Nichts zurückgeschickt, wenn es mir angebracht erscheint. Um überhaupt ein Gespräch, eine Handlung oder sonst etwas nicht gerade Weltbewegendes in Gang zu bringen, wird es notwendig sein, Sebastian und mich zwar als gleichen Ursprungs, nicht aber als identisch zu betrachten. Dieser Kunstgriff eine zum Stilprinzip erhobene Schizophrenie.

Ich erkläre hiermit Sebastian als geboren und freue mich für ihn. Ich muss zugeben, mir ist das ziemlich egal, ob es ihn gibt oder nicht: Während eines regnerischen Oktober-Sonntagnachmittags hat sich ja schon mancher seinen Sebastian erfunden und ihn in den trüben Nebeln des Montagmorgens wieder vergessen. Andererseits: Der Schnitt durch die Nabelschnur meiner Erfindung gibt mir zwar Macht, aber auch Verantwortung. Ohne mich stirbt sie unweigerlich den Tod durch Vergessenheit – das stimmt nachdenklich.

Als ich aufstehe, um die Lampe anzuknipsen (ein regnerischer Oktober-Sonntagnachmittag hängt das feuchtdunkle Tuch der Dämmerung ungebührlich früh vor die Fenster), stelle ich fest, dass Sebastian eine Totgeburt ist. Also: Ich brauche einen anderen Sebastian.

Einen zweidimensionalen Sebastian kann man nicht zum Leben erwecken. Die Herbarium-Romantik der zweidimensionalen Natürlichkeit ist unbrauchbar. Ich bin kein Botaniker.

Also eine dritte Dimension: Dimension der Phantasie: Durch meine Phantasie wird mir Sebastian ebenbürtig.

Neuer Wohnsitz Sebastians: irgendwo ausserhalb; wenn ich ihn brauche, setzt er sich auf den Rand des Aschenbechers und plaudert mit mir. Grösse: ungefähr eine Spanne, wenn nötig kann er sich aber bis zu meinem Ebenbild aufblasen. Aussehen: weiterhin unbedeutend. Besondere Kennzeichen: von mir so weit als möglich unabhängig, auf die Gefahr hin, dass er mich mit meinem klappernden Etwas sitzen lässt und mir davonläuft. Wir sind zwar immer

noch gleichen Ursprungs, was unvermeidlich ist, aber nach dem Motto «Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch» (Meyer) verkörpert er, soweit meine Phantasie solches zulässt, den Widerspruch.

Während sich die Nacht vor dem Fenster niederlässt und mich durch die Scheiben wie einen alten Bekannten betrachtet, sitze ich vor dem Aschenbecher und beobachte rauchend den Knirps, der sich zu überlegen scheint, ob er lieber mich oder tot sein will. Er schweigt und ich rauche und er kommt mir wie eine Marionette vor: hölzern, verrenkt und unbelebt; die Fäden würden sich erst spannen, wenn er sprechen würde: die literarische Figur wird erst durch das Wort lebendig. Natürlich. Als ich die Zigarette ausdrücke, beginnt er dann wirklich zu sprechen:

«Drück mindestens die Zigarette anständig aus, sonst gehe ich gleich an Rauchvergiftung ein.»

(Frecher Kerl, das hat er von mir.)

Aber jetzt hab ich ihn, jetzt kann er nicht mehr ins Nichts zurück. Die Brücke zur Nicht-Existenz ist mit seinen ersten Worten eingestürzt: Er lebt – literarisch gesehen.

Ich drücke die Zigarette – anständig – aus und stelle fest:

«Du hast mich warten lassen.»

«Ich habe geträumt», sagt er.

«Träumen ist immer gut. Der Traum als literarische Form ist spätestens seit der Romantik die eindrucksvollste, schmerzende Realität kunstvoll zu verschlüsseln. Erzähl mal, was hast du denn geträumt?»

Ich mache mir's auf meinem Stuhl bequem, um das erste längere Palaver Sebastians zu protokollieren.

Er schlägt, auf dem Aschenbecherrand sitzend, die Beine übereinander, verschränkt die Arme und beginnt:

«Ich muss sagen, wenn man im Fruchtwasser deiner Phantasie auf die Schwarz-auf-weiss-Geburt wartet, träumt man wirklich das absonderlichste Zeug.»

«Selbstverständlich», sage ich, kaum beleidigt.

Er fährt fort: «Nun, ich sah zuerst einmal eine riesige graue Fläche, Beton, stelle ich mir vor. Direkt vor mir ein quaderförmiger Sockel, hoch, schmucklos grau, ebenfalls Beton. Auf diesem Sockel stand ein Paarhufer in jugendlichem Stadium, goldbarrenengelb glänzend.»

«Ein goldenes Kalb?», frage ich.

«Natürlich ein goldenes Kalb», brummt er. «Unterbrich mich nicht immer. – Schlagartig bevölkert sich nun die betonierte Traumlandschaft. Lauter schwarzbefrackte Herren im besten Alter, also bedeutend älter als du, beginnen das goldene Kalb zu belagern. Übrigens muss festgestellt werden, dass ein richtiges Kalb nie so blödsinnig dumm in die Gegend schaut, wie dieses goldene Kalb es in meinem Traum tat. Um so erstaunlicher für mich das devote Gehabe der Befrackten, die ihrer Unterwürfigkeit gegenüber dem edelmetallischen Wiederkäuer in jeder Bewegung Ausdruck verleihen. Allmählich werden ihre Bewegungen rhythmisch, sie beginnen das Kalb zu umtanzen, Rufe werden laut, dann monotoner Singsang, Gesichter voll tödlichen Ernsts; die Rufe werden deutlicher. Ich verstehe etwas von: Gelobt sei... Den Namen habe ich vergessen.»

«Ich glaube, wer in unseren Breiten mit dem geschilderten allsonntäglich bigotten Gehabe 'gelobt sei' gemeint ist, ist hinlänglich bekannt. Nur weiter», helfe ich.

«Dieser Tanz dauert eine ganze Weile und ich laufe Gefahr, von der Menge der Befrackten mitgerissen zu werden. Es scheint, als ob von dem blödsinnig dumm glotzenden Vieh eine seltsame, magnetische Anziehungskraft ausgehe. Als ich den Sog nicht mehr zu ertragen glaube, verschwimmen die Bilder plötzlich und als ich wieder deutlich sehe, tragen die Männer im besten Alter plötzlich recht seltsame Kleider, Hosen und Jacken rot-grün-braun über und über betupft. Zuerst glaube ich, die Herren wollten mit dem Kalb zusammen Fastnacht feiern. Dann sehe ich, dass alle Waffen tragen, dazu höre ich erregtes Stimmengewirr. Soviel ich mitbekomme, streiten sie sich plötzlich um den Besitz des goldenen Kalbs. Weil jeder schreit, ist klar, dass kein Gespräch zustande kommt, die ehrwürdigen Herren werden tötlich und innert kürzester Zeit ist die schönste Schlägerei im Gang, dann vereinzelt Schüsse, Bajonette werden gezückt, Leichen beginnen die betonierte Traumlandschaft zu füllen. Die Diskussion um den Besitz des goldenen Kalbes hat sich schnell erledigt: Ab und zu sieht man noch zwei Halbtote sich von Hand zerfleischen, Dummheit und Brutalität scheinen keine Grenzen zu kennen. Dann aber wird es gespenstisch still über dem Schlachtfeld, nur das goldene Kalb thront weiter auf seinem Betonsockel. Und dann beginnt das Vieh mit blödsinnig dummem Gesichtsausdruck zu sprechen, immer dasselbe, unendlich sich wiederholend, monoton, mit metallisch verfremdeter Stimme:

«Dies ist des Menschseins letzter Sinn.

Dies ist des Menschseins letzter Sinn.»

Ich weiss nicht, wie lange ich diesem Vieh zuhören musste. Später bin ich dann hier auf dem Rand des Aschenbechers erwacht. Weisst du, wenn das wirklich des Menschseins letzter Sinn ist, dieser Unsinn, den ich geträumt habe, dann bin ich froh, dass ich nur deine Erfindung bin und nicht Mensch sein muss.» Er schweigt und ich sage schnell:

«Vom Menschsein verstehst du zu wenig. Das mit dem Sinn vom Leben ist ja ganz anders.»

Ich beisse mir auf die Zunge, weil ich ein schlechter Lügner bin. Dann füge ich bei:

«Überhaupt bin ich enttäuscht von deinem Traum. Ich brauche keine Träume mit sozialkritischem Hintergrund. Ich habe dich erfunden, um mich selber einzukreisen. Ich bin ein apolitischer Mensch.»

«So, findest du», sagt Sebastian nachdenklich. Dann: «Übrigens hast du den Traum ja erfunden – eigentlich.»

Dann schweigen wir beide.

Ich lasse Sebastian wieder verschwinden, bevor er sich zum zweiten Mal als lebensunfähiges Wesen erweist.

Setzen wir voraus:

Im Anfang war das Bedürfnis sich auszudrücken. Was hat ein Mensch, der zu schreiben versucht, denn schon für Möglichkeiten, sich selber darzustellen? Der Versuch ist immer auf das gleiche Ziel ausgerichtet: Das Ziel ist die Darstellung einer individuellen Problematik über diese hinaus: Man versucht das Typische, die Struktur dieser individuellen Problematik zu analysieren: «...als Typ trat ein Menschlein aus seiner beschämenden Einsamkeit und Beziehungslosigkeit hervor, verlor sich und wurde doch einmal wer, wenn auch nur im Vorübergehen...» (Handke). Man macht sich zum Typ nicht eigentlich, um sich als Person interessant zu machen, sondern eben, um das Typische einer individuellen Problematik als Fragestellung zu vermitteln.

Das wäre das Ziel; der Rest mehrheitlich eine Frage der Methode, wobei allgemein gilt: Je weiter ich den Träger des Sonntag-Ichs, in diesem Fall Sebastian, von mir wegstelle, umso besser kann ich mich hinter ihm verstecken. Ich könnte also Sebastian zur Romanfigur machen (ob er dann glaubwürdig erscheinen würde, wäre eine Frage der Technik). Sebastian mit Kontrastarsenal: Sebastian mit liebenswürdigen oder böartigen Eltern, mit Stiefmutter oder als uneheliches Kind; Sebastian mit Kollegen, mit Freundin, mit Beruf oder als arbeitsloser Idealist, der von der Liebe zum Leben und der Verzweiflung über sich und die

Welt gleichermassen lebt, Sebastian als Mischung zwischen Tonio Kröger und Jürg Reinhart; Künstler-Bürger-Problematik, wie man das seinerzeit in der Schule genannt hat. Oder Sebastian als Einzelgänger – Steppenwolf in den Flegeljahren –; dazu Milieu und Verwicklung: Stammpeiz und Kino, einmal eine Reise, also Italien, das ich aus eigener Erfahrung vielleicht, und mit Polyglott-Reiseführer sicher beschreiben könnte, dazu unglückliche Liebschaft oder stilles Eingehen im Weltschmerz; Kurzschluss, Tabula rasa, Selbstmordversuch und frustrierendes Erwachen im Spital, poetischer Beschrieb der absoluten Trost-, Hoffnungs- und Sinnlosigkeit dieses Augenblicks, dies durchaus als Metapher für die Situation einer desillusionierten, haltlosen Jugend, Sebastian als Winkelried der Selbstmordaspiranten und so weiter.

Aber wozu das alles?

Was nützt eine selbstmitleidige Spekulation über ein Leben, das man selber nicht zu leben fähig ist, eine Abrechnung mit seiner eigenen Unfähigkeit, positiv formuliert? Was nützt ein Romanheld als Wunschbild, indem man die Unfähigkeit zu leben, zu er-leben, zur Fähigkeit zu schreiben umfunktioniert und so eine vernichtende Einsicht positiv zu formulieren sucht?

Andererseits: Sebastian ohne Kontrastarsenal, ohne Milieu und Verwicklung bleibt eine Personifizierung eines philosophischen Tatbestands: Er wird bestenfalls zur Antithese mit Händen und Füßen. Er ist eine Figur des Augenblicks, unwandelbar wie in Stein gehauen. Es fehlt die Zeitkomponente: Sebastian hat keine Gelegenheit, eine werdende Gestalt zu sein, keine Möglichkeit, sich zu entwickeln. Also: Sebastian braucht Zeit.

Also: ein Datum:

13. Oktober

Das ändert die Sache. Jetzt ist Sebastian ein Tag alt, er hat die Nacht irgendwie hinter sich gebracht; er hat die Nacht in meiner Phantasie überlebt, gleichzeitig ist sein Wohnsitz irgendwo ausserhalb. Es ist also naheliegend, dass er mir erzählt, wie er sich die Nacht um die Ohren geschlagen hat; ich kann es ja nicht wissen, denn wir nehmen an, dass ich geschlafen habe, traumlos und tief, wie meistens.

Durch Einbezug der Zeit scheint Sebastian als Figur im Augenblick gerettet.

«Sebastian, ich will dich sprechen.»

In einem Vorgang, den zu beschreiben ich mich ausser Stande sehe, tritt Sebastian aus mir oder aus der gelbgemusterten Tapete oder aus dem Transistorradio heraus, setzt sich auf den Rand des Aschenbechers und sieht mich erwartungsvoll an.

Ich betrachte ihn lange, ohne zu sprechen; er schweigt ebenfalls. Kein Zweifel: Er ist mein Geschöpf, meine Kopfgeburt, mein Ebenbild, das hilflos an einem Faden über den Abgründen des Nichts schwebt – er ist meine Verantwortung, die einzige, die ich im Augenblick trage. Erschreckend: Schon jetzt klafft zwischen uns der Abgrund des Nicht-eins-Seins, der Abgrund der Zwischenmenschlichkeit – Schizophrenie als Stilprinzip hin oder her – er ist ein Teil von mir, sicher. Aber er ist nicht mehr Ich.

«Du hast über mich nachgedacht», sagt er, als ich immer noch schweige.

«Ja», sage ich leise. «Du bist jetzt ein Tag alt. Du bist mir seit gestern insofern ähnlicher geworden, als du jetzt fähig bist, die Zeit zu erleben. Ich habe dich dazu fähig gemacht.»

«Du willst mich nun also fragen, was ich getan habe, seit gestern. Du bist am Ende mit deiner Weisheit, weil du mich nicht loslässt. Ich habe nichts erlebt, seit gestern Abend. Ich bin in deinem Unterbewussten gesessen und habe mich gelangweilt. Wenn du mich als dein Ebenbild willst, um dich selber darzustellen, dann muss ich von dir unabhängig sein, dann musst du dich in den Hintergrund stellen und nur noch beschreiben, was ich tue – sonst bin ich für dich unbrauchbar. Wenn du alle meine Gedanken kennst, ich alle die deinigen, bleiben wir eine Figur und das wird ungefähr so langweilig, wie wenn man ewig gegen sich selber Schach spielen soll. Mach, was du willst, ich kann dir so nicht helfen.»

Er erhebt sich, um mit dem Absatz eine noch qualmende Zigarette auszutreten. Nach einiger Überlegung sage ich: «Es ist richtig, was du sagst. Ich muss dich noch einmal verschwinden lassen; ich muss mich als Erzähler und dich als handelndes Ich in eine je andere Position schieben.»

«Erzählerperspektive?», fragt Sebastian spöttisch.

«Ach, lass mich in Ruhe», sage ich und denke mir den Knirps vom Aschenbecher weg.

Der Aschenbecher ist übervoll, wie immer, aber sonderbar leer.

Es scheint, als müsse ich noch einmal von vorne beginnen.

14. Oktober

Sebastian,

ich verüble es Dir keineswegs, dass Du nach unserem gestrigen Gespräch irgendwohin verschwunden bist, wo Du für mich im Augenblick unerreichbar scheinst. Ich habe mir Deine Kritik an unserer bisherigen, kaum zwei Tage alten Beziehung zu Herzen genommen und

werde Dich als Figur und mich als Erzähler, wie ich gestern schon erwähnte, in eine je andere Position rücken; und zwar folgendermassen: Du wirst sozusagen Romanfigur, das ist die Konzession, die ich wohl an Dich machen muss. Du erhältst irgendeinen Wohnsitz, einen richtigen, Du erhältst Rechte und Pflichten eines durchschnittlich unbedeutenden Schweizerbürgers, Du wirst mit meinen Gedanken, meinem Erinnerungsvermögen, meiner Unfähigkeit ausgestattet: Du erhältst, soweit als es mir nötig erscheint, ein Kontrastarsenal und ein Milieu. Mit der Verwicklung ist es so eine Sache, weil ich überzeugt bin, dass ein Romanautor, der sich eine erschütternde Verwicklung ausdenkt, eigentlich nur zwischen den Zeilen nicht lügt – dort, wo das Papier sehr weiss und sehr leer ist (das muss natürlich nicht so sein: Es gibt auch gute Romanautoren, denen die Verwicklung nicht Ziel, sondern Mittel zum Zweck ist; in unserem Fall würde aber eine konsequente Verwicklung nur die Zielsetzung ins Nebensächliche rücken). Du hast von meiner Seite nichts mehr zu befürchten, ich lasse Dich völlig frei agieren, weiter steht Dir jederzeit das Recht zu, als die Figur, die Du zwei Tage gewesen bist, für Augenblicke auf den Rand des Aschenbechers zurückzukehren, um Geschichten, Träume zu erzählen, um mit mir zu sprechen; wie Du willst.

Ich werde nun nichts weiter tun, als einige Tage in Deinem Leben zu erzählen, die Du so erlebst, weil sie mir so in den Sinn kommen. Ich beginne zu lügen.

Mit freundlichen Grüssen

Dein Erfinder

(12.-14. Oktober 1975 – Transkription und redaktionelle Überarbeitung: 1.-3.9.2021)

Nachbemerkung: Im Tagebuch, das ich 1975 geführt habe, taucht Sebastian Anfang Mai 1975 mit dem Satz auf: «Ich nenne ihn Sebastian und der Ehrlichkeit halber muss erwähnt werden, dass ihm der Gedanke, Künstler zu werden, auf der Toilette gekommen sein könnte.» In den Einträgen der folgenden Zeit taucht diese Figur vorerst auf als Alter Ego, als jener Fredi Lerch, der sich entscheidet, den Beruf des Primarlehrers aufzugeben, um «Künstler zu werden», wobei sich Ende Mai die Präzisierung findet: «Sebastian muss zugeben, dass er eigentlich Schriftsteller meint, wenn er Künstler sagt.» Trotzdem beginne ich mit dem Wintersemester 1975/76 das Vorbereitungsjahr zum Blockflöten-Lehrdiplom an der Scola Cantorum in Basel, nachdem mir ein akademischer Berufsberater in Liestal gesagt hat, ein Germanistikstudium könne ich erst beginnen, wenn ich eine Maturprüfung Typus B bestanden hätte («Zum Teufel mit dem Primarlehrerpatent!» [Tagebuch, 14.10.1975]). Deshalb bin ich in den Tagen, in denen ich den vorliegenden Text verfasst habe, beim «Schreiben und Studium all dessen, was mich interessiert, weitgehend Autodidakt geworden» (Tagebuch, 14.10.1975).